

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Eine Feier
Autor: Gamper, Gustav
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572145>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

✻ Eine Feier. ✻

Von Gustav Gampfer, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein klarer Neujahrmorgen erwachte über der Zürcher Landschaft. Schnee und Nebel waren vom jäh hereinbrechenden Südwind in der Nacht hinweggefegt worden. Jetzt machte er das Sonnenlicht kräftig und schön, See und Uferhügel erglänzten farbig, breit leuchtend stünden die nackten Obstbäume, als rüsteten sie sich schon zum Knospen und Blühen; die Alpen, dunkel, nahe gerückt, forderten schon auf zum Wandern und Steigen, die sonnig rauschende Luft machte den Mantel schwer. Ich ging aus der Stadt nach Kilchberg, einem Dörflein über dem See, wo der Dichter Conrad Ferdinand Meyer wohnte. Zürichs Neujahrsghocken hallten ins Land; eine Feier sollte mein Gang sein, von neuem mich ergreifen die Seele jenes Gedichtes von Meyer, das diesem erhabenen Glockengesange gewidmet ist:

In den Lüften schwellendes Gedröhne,
Leicht wie Halme beugt der Wind die Töne:

„O herrlich, herrlich! Wir nehmen keine edelste Dichtung,
Guttenz letzte Tage, mit uns!“
„Ebendies lag mir im Sinne.“

* * *

Bald waren wir in dem schwyzerischen Dorfe Pfäffikon, das der Insel gegenüberliegt, entliehen dort einen Nachen und ruderten gemächlich unserm Ziele zu.

Der Mittag war wunderbar schwül und farbenfeucht, früh und heftig ließ der Frühling den Frühling ahnen, dunkelblau war der See erregt.

„Fieberstimmung!“ sagte mein Freund. „Die Insel, lieb-reizend und still träumerisch, hat im Sturmwind seltsame Großheit und Sagenkraft. Ich habe ihn in ihren Bäumen und Büschen, wann sie üppig belaubt sind, wollüstig wühlen sehen, die Wellen im gleichen Lichte branden, das über Gipfeln und Firnen brennend lag.“



Conrad Ferdinand Meyers Grabdenkmal auf dem Friedhof von Kilchberg ob dem Zürichsee.
(Phot. A. Krenn).

Leis verhallen, die zum ersten riesen,
Neu Geläute hebt sich aus den Tiefen.

Große Heere, nicht ein einzler Ruder!
Wohllaut flutet ohne Strand und Ufer.

Entblöhten Hauptes, klopfenden Herzens, schritt ich an Haus und Garten meines geliebten Dichters vorüber, glaubte ihn drin zu sehen, wie er andächtig den Glocken lauschte.

Nicht weit von Kilchberg, in einem abseits gelegenen Bauernhose, wohnte einer meiner Freunde. Ich suchte ihn auf; er trat soeben durch eine Gartenpforte ein, fröhlich erreichte ihn mein Neujahrsgruß.

„Ich kehre von einem schönen Morgengange zurück,“ sagte er. „Es hatte mich wie so oft schon zu Conrad Ferdinand Meyers Heim gelockt, das ich nie sehe, ohne mit Verehrung der tiefen Aufrichtigkeit des Dichters zu gedenken, seiner herben, großen Art, dem Stoffe innerlichstes Leben abzurufen, wie in strengen Marmelstein seine Verse zu meißeln.“

„Auch ich habe die nahe Gegenwart des Sängers gefeiert!“ rief ich aus.

„Glückauf,“ beschloß mein Freund, „das gibt uns für den ersten Tag des Jahres ein gemeinsames Geschenk; wollen wir seinen Wert noch erhöhen, indem wir zur Ufenau fahren?“

Wir landeten und gingen dann, dem unrauschten Ufer folgend, rings um die Insel. Freudig rückte unsere Phantasie das Giland in schönere Jahreszeit, wie es uns beiden vertraut war.

„Hier entzückt ein Hain, dort eine anmutige Aue, von blühendem Buschwerk umrahmt, ein Schwind'sches Idyll, wo deutsche Wasserfrauen im süßesten Mondenschein ihren Reigen tanzen, hier wieder leuchtender Ufersand, ein heißer Badeplatz, wo jetzt winterlich die Möve aufplattert.“

„Und dort, wo sich die Weiden beugen, liegt du im Boot, lässest um dich her den Abend verglimmen in kühler Träumerei, trittst dann im Dämmerlichte zur Kapelle, die Nacht zu erwarten auf der Bank, und deine Gedanken sind beschäftigt mit alten lehrreichen Legenden und Historien. Oder du stehst im Morgentau am Grashügel, den der närrische viereckige Bau dort krönt, nach den Alpen ausschauend, wirfst dich in Gras und Blumen der großen Wiese und starrst in süße Bläue auf, hier wo der starke Gutten Tränen der Todesahnung bekämpfte.“

Guttenz Gestalt bannte uns innig. Wir gedachten die Meyerische Dichtung in dem freundlichen Gasthaus der Insel zu lesen, nachdem wir einen Imbiß genommen, zu dem uns das Kloster Einsiedeln, dem die Ufenau angehört, einen vorzüglichen Wein schenken sollte. Diesem Weine, am Züricher

See gewachsen, ist Feuer eigen, seine alten Jahrgänge haben italische Kraft. Diese erinnerte uns beide daran, daß die Natur unseres nördlich der Alpen gelegenen Vaterlandes von durchaus deutschem Charakter, uns doch schon Zauber südlicher Leppigkeit und Glut zu bergen schien.

„Unsere herrlich gewölbten Apfelbäume, unsere blauen Seen, unsere samtdunkeln Bauernhäuser mit ihren Geranien und Nelken vor den Fenstern prangen an Sommertagen in einer Schönheit, deren Feuer und Reichtum an Bäcklinische Traumlandschaft gemahnt.“

„Solch geheimnisvolle Schönheit wird noch lebendiger vor die Sinne gestellt, wenn wir aus der erhabenen Unfruchtbarkeit des Gebirgs in ein Seengebiet gelangen. So ist mir eine Wanderung im Gedächtnis aus Schnee und Nebeln abwärts. Aus kalter Debe, über Geröll und Firn, über tosende Gletscherbäche segnend, dann an gekrümmten Arvenbäumen vorüber, kam ich in ein graues Felsental, das von angeschwollenen Bächen zerrissen, von altgewordenen Lawinen träge versperrt war, mühte mich durch moosigen, mit Felsblöcken wild verwirten Tann, in Nebel und Regen. Plötzlich teilten sich die Wolken, das Tal ward reicher, eine sorglich gepflegte Straße nahm mich auf, bald blendend beleuchtet von sommerlichster Sonne, die Diamanten der Tropfen zerstreuten köstlichsten Schimmer. Glanz und Farbe wuchs; zwischen Tannen und Lärchen erhoben sich immer höher Laubbäume, aufs reinste abgezeichnet von dem selig geöffneten Blau des Himmels. Erregte schon der Anblick von Blättern das Gefühl einer fremdartigen Pracht, so wurde mein Erstaunen ohne Maß, als ich endlich durch fruchtereiche Obstgärten an brünstig braunen, mit volkstümlicher Kunst ver-

zierten Häusern vorbei zum smaragdnen See hervortrat, Badende erblickte, Fährlein auf sanft gleitenden Rachen, die fröhliche, sonntäglich geschmückte Gesellschaft trugen; als ich am Ufer unter mächtigen Kastanienwipfeln sitzen hörte, vor dem stattlichen altväterischen Gasthause, das angelehnt an Nebenhügel im heitersten Sonnenlicht und blauem Schatten mich einlud.“

Auch ich weiß von mancher ähnlichen Bezauberung, mancher glücklichen Einsicht in die herrliche Mannigfaltigkeit unserer Gauen zu erzählen, in denen jeder See seinen ihm allein eigentümlichen Reiz hat, jede an den Ufern gegründete Stadt, wo waldige Berge, gewundene Flußtäler, fruchtbare Hügel, heimliche Debe Anmut und Fülle zeigen.

Es wäre eine Tat, solchen Reichtum künstlerisch in Gesamtheit zu offenbaren, ein Werk zur Vollendung zu bringen, das Natur und Volk treu zeichnete, uns Schweizer von der Heimat als göttlich gesegnet erkennen ließe.

Der frühe Mond des Winters stieg auf, wir traten vors Haus. Wild rauschte der Wind heran. Helligkeit ward gespannt ausgegossen, dann von jah empor sich reckenden Wolken verzehrt. Es war beängstigend warm und feucht.

„Die Flut rollt,“ riefen wir wie aus einem Munde, „jetzt zum Gutten!“

Die Gläser wurden von neuem mit dem tiefgründigen Weine gefüllt, dämonische Wahrheit und Poesie bedrängte und beseligte uns, während wir die Abschnitte des ergreifenden Gedichtes uns gegenseitig vorlasen.

In später Stunde erst, in Wellengebräng und fieberhaftem Mondglanz fuhren wir von dem phantastischen Etland hinweg.

Mys Buebli. *)

Mys Buebli geit am Morge früeh
früsch gwäsche über d' Gass,
früsch glettet d' Hösli, ds fürtechli:
„Jyh mach di ja nid naß!“

Und trapp mer o nid geng i Staub
Mit dyne schöne Schueh;
Und tue mer ja nid dräcke,le,
Du chäzers Buebli du!“

Er geit . . . Und na re chlyne Stund,
Wi gseht mys Buebli us!
Schneewyß sy d' Chleidli und svs Gesicht
Vor Staub, und d' Häärlü chrus!



Liebevoll. „Hülfe! Hülfe!“ rief ein Bauer, der beim Dorfgraben ins Nied fiel, drin stecken blieb und immer tiefer sank. — Am Ufer stand seine Frau, ohne sich zu rühren. Endlich sagte sie: „Seivi, Seivi, hesch, i cha nimmte länger zueluege, bet' es Vaterunser und laß bi als gmach abe!“

„Was isch ächt das jyh für ne Bueb?
Dä isch mir nid-bekannt.“

„O Müeti, i bi doch dy Hans!“
Er nimmt mi bi der Hand.

„Ne nei, däm ha n i d' Schüehli gwichst
Und früsch Hösli ggäh;
Ne nei, das dräckig Buebli da
Cha n i nid zue mer näh.“

„Kennsch, Müeti, de das Tüechli nid?
Und hie mys fürtechli?“
Er seit's und luegt mi truurig a.

„S cha nid my Hansli sy.“

Jyh aber wird's em angst und bang:
„So lueg i d' Aengeli;
Die kennsch du gwüß und weisch es de,
Daf i dys Buebli bi.“

Und gwüß: am ganze staubige Bueb
Sy d' Auge einzig häll;
Die säge: „Gäll, die kennsch du doch?
I bi dy Hansli, gäll?“

Die glänze mi voll Zärtlechkeit
U voller Hoffnig a;
Und ig, i zieh' ne a mys Härz,
Dä ganz chly staubig Ma!

Hedwig Dietz-Bion, Bern.

*) A. d. R. Die im Briefkasten zu Nr. XXIII des abgeschlossenen Jahrgangs mitgeteilte Kinderanekdote (von S. B. in Thun herrührend) erscheint hier in berndeutsche Verse umgegossen.